

Ein Blick auf Eigenheiten des deutschen Wortschatzes in der Schweiz

Autor(en): **Schmidlin, Regula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **63 (2007)**

Heft 4

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Blick auf Eigenheiten des deutschen Wortschatzes in der Schweiz

Von Regula Schmidlin

Nachhaltigkeit

Wer in der Deutschschweiz professionell schreibt, hat in der Regel ein Bewusstsein dafür entwickelt, dass sich das Hochdeutsche, wie es in der Deutschschweiz verwendet wird, vom Hochdeutschen in Deutschland oder auch in Österreich unterscheidet.

Hugo Loetscher hat die lexikalischen Unterschiede, und wie in deutschen Verlagen damit umgegangen wird, mehrfach thematisiert (Loetscher 1986: 33 f). In seinem Roman «Der Immune» gibt es eine Szene, die beschreibt, wie ein betrunkenen Vater nach Hause kommt, unterm Arm zusammengerollt das «Überkleid». Der deutsche Lektor strich das Wort postwendend an, in Deutschland verstehe das kein Mensch. Er schlug «Overall» vor, was Loetscher jedoch in doppelter Hinsicht unpassend fand. Sein Roman spielt in den dreissiger Jahren, der Overall wurde jedoch erst nach dem Zweiten Weltkrieg bekannt. Zudem besteht der Overall aus einem Stück, während das Überkleid aus Jacke und Hose besteht. Schliesslich schlug einer der Verlagsmitarbeiter, der einmal auf einer Tankstelle gearbeitet hatte, «blauer Anton» vor. Loetscher weigerte sich, zu schreiben: «Er trug unterm Arm zusammengerollt den blauen Anton.» Diese Verhandlung über einen Helvetismus in einem deutschen Verlag trug sich in den 1970er-Jahren zu.

An diesem Beispiel wird ersichtlich, dass es trotz des grossen, wahrscheinlich 95% umfassenden gemeindeutschen Wortschatzes, der im ganzen deutschsprachigen Gebiet verwendet wird, nicht möglich ist, in jedem lexikalischen Bereich gemeindeutsch und erst noch in der intendierten Stillage zu schreiben. In gewissen lexikalischen Bereichen gibt es nur regionale oder nationale Varianten. In solchen Fällen ist die Wahl eines bestimmten Wortes immer auch die Wahl, sich entweder zu einer bestimmten Herkunft zu bekennen oder aber diese absichtlich nicht preiszugeben.

Nehmen wir als Beispiel die Berufsbezeichnung für eine Person, die Vieh schlachtet, zu Fleisch- und Wurstwaren verarbeitet und verkauft, in Österreich

Fleischhauer genannt, in Ostösterreich auch *Fleischhacker*, in Norddeutschland und Mitteldeutschland *Fleischer*, im Norden und mittleren Westen Deutschlands auch *Schlachter* und in Westösterreich, der Deutschschweiz und dem mittleren Westen Deutschlands *Metzger*. Alle Bezeichnungen sind geografisch lokalisierbar. Keine Variante ist besser oder richtiger als die andere, alle haben dieselbe Bedeutung. Wir sehen noch einmal: Die geografische Neutralität der Standardsprache ist eine Fiktion.

Ebenso reflektiert wie Loetscher ging auch Dürrenmatt mit Helvetismen um. In «Romulus der Grosse» bestellt Romulus an einer Stelle das «Morgenessen». Bei der Probenarbeit auf einer deutschen Bühne wurde moniert, dass das Wort *Morgenessen* kein deutsches Wort sei. Kein deutsches Wort? Sofort schrieb Dürrenmatt die Szene um (Dürrenmatt 1996: 251):

«Romulus: Das Morgenessen.

Pyramus: Das Frühstück.

Romulus: Das Morgenessen. Was in meinem Haus klassisches Latein ist, bestimme ich.»

Fest steht, dass den meisten Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern ein Selbstbewusstsein im Umgang mit Eigenheiten des hochdeutschen Wortschatzes in der Schweiz, also mit lexikalischen Helvetismen, wie es Loetscher und Dürrenmatt zeigen, nicht gegeben ist.

Klingeln wird als richtiger empfunden als der Helvetismus *läuten*, *nach Hause gehen* als besseres Hochdeutsch als *heimgehen*, *klingen* als schöner als *tönen*. Nobler scheint es, wenn man im Sommer ein *Eis* statt eine *Glace* isst, und der *Pneu* kommt vielen neben dem *Reifen* fast dialektal vor. Bei *Gülle* vermutet man eine stärkere Geruchsbelästigung als bei *Jauche*, denn dem Wort *Gülle* haftet das Odium der Mundartlichkeit an, ungeachtet der Tatsache, dass *Gülle* nicht nur ein Helvetismus ist, sondern auch in Westösterreich und verschiedenen Regionen Deutschlands in der Standardsprache verwendet wird und somit im deutschen Sprachraum eine grosse Verbreitung hat. Es ist erwiesen, dass gerade Deutschschweizer Lehrerinnen und Lehrer oft unschuldige Helvetismen als Fehler anstreichen.

Neben den lexikalischen Helvetismen, von denen man weiss, dass es sich um solche handelt, gibt es aber auch zahlreiche Beispiele, die den Sprechern erst dann als Helvetismen bewusst werden, wenn sie im Gespräch mit Nichtschweizern verwendet werden. Dazu gehört *äufnen*, *allfällig*, *eindrücklich* oder *Trak-*

tandum, aber auch der *Vortritt* im Strassenverkehr, der in Deutschland *Vorfahrt* und in Österreich *Vorrang* genannt wird. Gift für das sprachliche Selbstbewusstsein, wenn nun ein Deutschschweizer sogar bei den Wörtern, bei denen er zuallerletzt Helvetismen vermutete, dasselbe zu hören bekommt wie Dürrenmatt bei Morgenessen!

Dabei wäre die Skepsis beim Helvetismengebrauch unbegründet. Die jüngste, empirisch gestützte Lexikografie hat alle hier bisher genannten Beispiele von Helvetismen längst als standardsprachliche Wörter bestätigt, als Wörter also, die in der Schriftsprache häufig belegt sind. Nachzuschlagen sind sie beispielsweise in Meyers *Wie sagt man in der Schweiz* 1989, neu bearbeitet und herausgegeben 2006, sowie im *Variantenwörterbuch des Deutschen* (Ammon et al. 2004).

Typologie der Helvetismen

Typologisch handelt es sich bei Helvetismen in den häufigsten Fällen um lexikalische Eigenheiten des standardsprachlichen Wortschatzes, welche auch Thema meines Vortrages sind. Dabei handelt es sich z.B. um die Benennung von schweizerischen Sachspezifika wie *Ständerat*, *Motion*, *Initiative*, *Bauzone* und *Stimmvolk*, um die spezifische Benutzung von Entlehnungen wie *Tumbler* für Wäschetrockner oder um Redewendungen wie z.B. *das schleckt keine Geiss weg*.

Viele der Eigenheiten des deutschen Wortschatzes in der Schweiz werden auch in anderen Regionen des deutschen Sprachgebietes verwendet. Der *Autolenker*, die *Abgeltung* und die *Teuerung* heissen in Österreich und der Schweiz gleich. Den *Polizeiposten*, die *Aprikose*, den *Quark* und den *Werkhof* gibt es nicht nur in der Schweiz, sondern auch in einzelnen Regionen Deutschlands. In der Lexikografie spricht man bei diesen Varianten von unspezifischen Helvetismen.

Unterschiede können sich auch in der Schreibung zeigen, wie z.B. in der unterschiedlichen Schreibung von *Portemonnaie/Portmonee*, oder in der Morphologie: Der Plural von *Bogen* lautet in Österreich und Süddeutschland *Bögen*, in allen anderen Gebieten, also auch in der Schweiz, meist *Bogen*. Ein morphologisches Beispiel ist auch das unterschiedliche Vorkommen des Fugen-s in Kompositionen. Das schweizerische *Bahnhofbuffet* kommt ohne Fugen-s aus, das österreichische hingegen hat eines, und in Deutschland nennt

man diese Einrichtung *Bahnhofsrestaurant*, *Bahnhofsgaststätte* oder *Bahnhofswirtschaft*.

Einen morphosyntaktischen Unterschied sieht man in der Perfektbildung von Verben wie *sitzen* und *stehen*, welche im Schweizerhochdeutschen mit *sein* gebildet werden, sonst mit *haben*.

Zwei von zahlreichen systematischen Ausspracheunterschieden zwischen dem Schweizerhochdeutschen und der deutschländischen Varietät ist die Tendenz zur Erstbetonung im Schweizerhochdeutschen und das Fehlen der r-Vokalisierung in der Endsilbe.

Einen grossen Bereich der lexikalischen Helvetismen stellen die so genannten Frequenzhelvetismen dar, also Wörter, die in den deutschsprachigen Ländern unterschiedlich häufig verwendet werden. Dazu gehört die Konjunktion *ob-schon*, die in Österreich und Deutschland selten und dazu auf gehobener Stilebene verwendet wird, in der Schweiz jedoch häufig und stilistisch neutral ist, oder der *Entscheid*, der in Österreich und Deutschland selten vorkommt.

Für Verwechslungen, teils erheiternder, teils verstörender Art, dürften die semantischen Varianten sorgen. Von solchen spricht man, wenn das gleiche Wort in verschiedenen Regionen unterschiedliche Bedeutungen hat. Gesetzt den Fall, es gäbe deutsche Putzfrauen in der Schweiz, und gesetzt den Fall, diese würden von Deutschschweizern beschäftigt und angewiesen werden, den *Estrich* zu fegen. Dann würde sich die Putzfrau möglicherweise anschicken, im Haus einen fugenlosen Fussboden zu suchen, vielleicht in der Waschküche, und diesen mit einem trockenen Besen zu reinigen. Erwartet worden wäre von ihr jedoch, unter das Dach des Hauses zu steigen und dort den Dachboden, eben den Estrich, mit einem feuchten Tuch zu reinigen. Oder gesetzt den Fall, es gäbe einen zahlungsfaulen Deutschschweizer, der sich in Österreich eine Wohnung genommen und seine Miete schon seit Monaten nicht bezahlt hätte. Er würde nicht schlecht erschrecken, wenn ihm in einem amtlichen Brief mit der *Exekution* gedroht würde, und ebenso erleichtert wäre er, wenn er erführe, dass es sich in Österreich bei einer *Exekution* lediglich um die Vollstreckung von finanziellen Ansprüchen z.B. durch Pfändung oder Zwangsräumung handelt, in einem ihm vertrauten Wort also um nichts anderes als eine *Betreibung*.

Gründe für die Herausbildung von Helvetismen

Was für Gründe gibt es für die Eigenheiten im Schweizerhochdeutschen? Viele Sachspezifika sind mit dem Staatswesen verknüpft, denn dieses hat einen grossen Regulierungsbedarf. Neben der Bundesverfassung gibt es in der Schweiz für jeden Kanton eine Kantonsverfassung und dazu Gesetze, Verordnungen und Reglemente, die alle auf eine einheitliche Terminologie angewiesen sind. In staatspolitischen Begriffen wird die spezifische Geschichte eines Landes reflektiert – das gilt für Deutschland und Österreich natürlich ebenso wie für die Schweiz. Eine Umbenennung des *Nationalrats in Bundestag* wäre schlicht nicht denkbar (Bickel 2001: 22).

Variantenbildend und -stärkend wirken auch die Medien, insbesondere das staatliche Radio und Fernsehen, sowie die Printmedien. Sie dienen als sprachliche Vorbilder. Man denke nur an die «Neue Zürcher Zeitung», die eine äusserst helvetismenfreundliche Sprachpolitik verfolgt, und dies notabene nicht etwa als kleines Lokalblatt, sondern als Qualitätszeitung mit hohem sprachlichem Niveau und einer Verbreitung über die Schweiz hinaus.

Nicht zuletzt wirkt sich auch die schweizerische Schultradition variantenbildend und -stärkend aus, werden die Lehrbücher doch meist von kantonalen Lehrmittelverlagen oder schweizerischen Schulbuchverlagen hergestellt (Bickel 2001: 21). Ebenso sind die Schulwörterbücher schweizerischen Ursprungs.

Helvetismen in der Lexikographie

Die Erforschung der lexikalischen Besonderheiten des Standarddeutschen in der Schweiz und auch in Österreich begann Ende des 19. Jahrhunderts. Zum Beispiel sammelte Hugo Blümner, ein in der Schweiz lebender deutscher Archäologe, 1892 «Fehler» im schweizerischen Schriftdeutsch. Gleichzeitig plädierte er aber für die Beibehaltung bestimmter Helvetismen. Neben der Auffassung, bei Helvetismen handle es sich um lexikalische Fehler, die unterlassen werden sollen, zeichnete sich nämlich bereits die Phantasie einer Bereicherung des gesamtdeutschen Wortschatzes durch den helvetischen Provinzialwortschatz ab.

Ausdruck dieser Phantasie war später August Steigers Bemerkung zur Arbeit des Deutschschweizerischen Sprachvereins, der für die 12. Auflage des Recht-

schreib-Dudens 1941 die Helvetismen zusammenstellen sollte (Ammon 1995: 234 f). 330 Helvetismen fanden Eingang in den Duden. Steiger meinte, dass so für ein Schweizer Wort die Möglichkeit geschaffen werde, «dass es – in ruhigeren Zeiten wenigstens, wo der geistige Austausch hoffentlich wieder lebhafter wird als heute – in den gemeindeutschen Wortschatz übergeht, wie seinerzeit die Wörter *Abbild*, *anstellig*, *Heimweh*, *kernhaft*, *Machenschaften*, *staunen*, *Unbill* und andere, bei denen heute niemand mehr einen mundartlichen Klang heraushört, aus der Schweiz gekommen sind. So können wir auch durch den Duden zur Bereicherung des deutschen Wortschatzes beitragen und uns auch auf diesem Wege gebend am deutschen Sprachleben beteiligen» (Steiger 1941: 65 f, Hervorh. RS). Das sprachpflegerische Ziel scheint also nicht etwa die Bewahrung der nationalen lexikalischen Besonderheiten des Schweizerhochdeutschen gewesen zu sein, sondern die Bereicherung der gesamtdeutschen Standardsprache durch Helvetismen (vgl. Ammon 1995: 236).

Wie wurden und werden Helvetismen in den allgemeinen deutschen Wörterbüchern behandelt? Diese gingen und gehen meist noch immer selbstverständlich davon aus, dass das deutschländische Deutsch die Norm ist, von der die Schweiz und andere Gebiete in Randlage abweichen. Wenn wir beispielsweise im Deutschen Universalwörterbuch des Dudenverlags von 2003 den Wörterbucheintrag für *Hausmeister* mit dem Eintrag für den schweizerischen *Abwart* vergleichen, wird die Ungleichbehandlung der beiden Varianten deutlich:

«**Haus|meis|ter**, der [mhd. husmeister = Hausherr]: 1. jmd., der vom Hausbesitzer angestellt ist, um in einem größeren Gebäude für die Instandhaltung, die Reinigung, Einhaltung der Ordnung u.Ä. zu sorgen. 2. (schweiz. veraltend) Hausbesitzer.

Ab|wart, der; -s, -e, (seltener:) Abwarte (schweiz.): Hausmeister, Hauswart»

(Duden. Deutsches Universalwörterbuch A–Z. CD-ROM, 2003)

Hausmeister ist ohne regionale Einschränkung jmd., der vom Hausbesitzer angestellt ist, um in einem größeren Gebäude für die Instandhaltung, die Reinigung u. Einhaltung der Ordnung zu sorgen. Die zweite Bedeutung Hausbesitzer wird dagegen als rein schweizerische gekennzeichnet. Ein Duden-Benützer wird nicht darauf hingewiesen, dass die erste Bedeutung in der Schweiz nicht gilt. Es wird ihm auch nicht gesagt, wie diese Person in der

Schweiz genannt wird. Dass man dazu in der Schweiz *Abwart* sagt, kann im Duden nur verifizieren, wer es ohnehin schon weiss. Und wer die Bedeutung von *Abwart* wissen will, muss die Definition von *Hausmeister* in Deutschland kennen, denn nur dort wird eine Worterläuterung geliefert.

Damit erweist sich der Duden nicht als Wörterbuch des Deutschen, sondern in erster Linie als Wörterbuch für das Deutsche in Deutschland. Varianten der anderen deutschsprachigen Länder und Regionen sind zwar enthalten, das ist ein grosser lexikographischer Fortschritt. Sie gelten in ihrer Verwendung richtigerweise als eingeschränkt. Hingegen wird davon ausgegangen, dass alle Varianten Deutschlands automatisch gemeindeutschen Status haben.

Deutlich zeigt sich dieser deutsch oder genauer: norddeutsch zentrierte Blick auf das Standarddeutsche im Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache des de Gruyter Verlags (Kempcke 2000), wo die *Harke* als Stichwort verzeichnet ist, nicht aber der Rechen, obschon Rechen im deutschen Sprachraum insgesamt häufiger ist als *Harke* – wie übrigens schon Eichhoff 1977 schön zeigt (Band 1, Karte 13).

Deutsch als plurizentrische Sprache

Die regionale Asymmetrie in der Lexikographie ist natürlich mit den unterschiedlichen Grössen der Sprachgebiete zu erklären, ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung – man denke nur daran, dass beispielsweise das Verlagswesen und die Vermittlung von Deutsch als Fremdsprache eindeutig von Deutschland dominiert werden.

Aus linguistischer Sicht gilt diese monozentrische Sichtweise jedoch als veraltet, die von einer Hochburg der eigentlichen Standardsprache ausgeht, die geografisch lokalisierbar ist – im Falle des Deutschen vielleicht der Marktplatz in Hannover – und aus welcher die Standardsprache gegen die südlichen Ränder des deutschen Sprachgebietes hin zwar als lustig, charmant oder herzig, doch nicht als ernst zu nehmende Standardsprache gilt.

Aus linguistischer Sicht sind die Varietäten des Deutschen gleichwertig. Das Deutsche ist eine plurizentrische Sprache wie das Englische auch. Die Gleichwertigkeit des britischen, amerikanischen, kanadischen und australischen Englisch wird schon lange akzeptiert. Plurizentrisch ist eine Sprache dann, wenn sie in mehreren Staaten gesprochen und geschrieben wird. Jedes Zentrum, also jeder Staat, generiert mit seinen Institutionen, Medien und Wör-

terbüchern Varianten einer Standardsprache, die davon schliesslich eine eigenständige Varietät bilden.

Dabei darf natürlich nicht vergessen werden, dass es sich bei den Varianten, also im Falle des Schweizerhochdeutschen bei den Helvetismen, um einen sehr kleinen, vielleicht gegen 5% ausmachenden Teil des Wortschatzes handelt, die übrigen 95% sind gemeindeutsch.

Das Variantenwörterbuch des Deutschen

Im *Variantenwörterbuch des Deutschen* (Ammon et al. 2004) wurde der pluri-zentrische Ansatz erstmals lexikographisch umgesetzt. Das Wörterbuch listet die Eigenheiten des deutschen Wortschatzes im ganzen deutschen Sprachraum in einem Buch auf – und nur diese. Es ist kein Vollwörterbuch. Gemeindeutsche Wörter wie *Baum*, *Himmel*, *Mensch* sucht man vergebens. Man findet darin nicht nur Helvetismen, sondern auch Austriazismen (z.B. *Beginnzeit*, *einlangen*, *Klubobfrau*, *Abendkassa*) und Teutonismen (z.B. *Abitur*, *Krankengymnast*, *bezuschussen*, *Grünkohl*, *Mutti*, *Klassenfahrt*, *Geldbeutel*, *Eisdiele*) sowie Varianten, die in mehreren Teilregionen des deutschen Sprachgebiets in der Schriftsprache verwendet werden – in der Schriftsprache, das ist entscheidend, denn es handelt sich bei diesem Buch nicht um ein Dialektwörterbuch.

Als einziges Wörterbuch enthält es ein Verweissystem auf alle nationalen und regionalen Varianten; von der *Türklinke* wird man auf das schweizerische *Türfalle* und auf das österreichische *Türschnalle* verwiesen, von der *Türfalle* auf die *Türklinke* und auf die *Türschnalle* und von der *Türschnalle* auf die *Türklinke* und die *Türfalle*. Das bringt eine gewisse Redundanz mit sich, soll aber der parallelen Gültigkeit der Wörter Rechnung tragen.

Am Anfang der Vorarbeiten für das Variantenwörterbuch standen schriftsprachliche Quellen. Über 2000 Tageszeitungen, Zeitschriften, amtliche Schriften, Romane, Erzählungen, öffentliche Reden sowie Fachtexte wurden auf Varianten abgesucht. Die markierten Texte wurden zwischen den Forschungsteams in Österreich, der Schweiz und Deutschland im Kreis herum verschickt. Somit wurden die Varianten erstmals aus der Fremdperspektive erhoben. Aus den so ermittelten Varianten entstanden über 320 000 Belege, die in einer Datenbank aufbereitet wurden und als Basis für die Wörterbuchartikel dienten. Zur Überprüfung der Vorkommenshäufigkeit der Varianten wurden das In-

ternet sowie zahlreiche elektronische Archive und Sprachkorpora herangezogen.

Bleibende Vorbehalte gegenüber Helvetismen

Auch wenn nun also verbrieft ist, dass Helvetismen nichts Schlechtes sind und in der Schriftsprache auch in Qualitätszeitungen gut belegt werden können und dass es mittlerweile seriöse Wörterbücher gibt, wo man sie nachschlagen kann, bleibt die Mehrheit der Sprecherinnen und Sprecher doch im Zweifel, ob man Helvetismen in geschriebenen Texten wirklich ungestraft verwenden darf. Vor dem heimlichen geistigen Auge glänzt die *Türklinke* schöner als die *Türfalle*, und die *Möhre* verspricht einen zarteren Geschmack als die *Karotte* oder gar das *Rüebli*.

Auch die Redaktorin der «NZZ am Sonntag», die für den Ankündigungstext eines Artikels über das Variantenwörterbuch des Deutschen verantwortlich war, erlag der monozentrischen Sichtweise, als sie mit dem Begriff «Dialektwörterbuch» – es handelt sich ja gerade nicht um *Dialektwörter* – den ansonsten erfreulichen Artikel ankündigte: «Türfalle, Klinke und Schnalle – so unterschiedlich lauten Begriffe für den gleichen Gegenstand. Sprachforscher haben Dialektwörter gesammelt.» («NZZ am Sonntag», 2.1.2005, Bund «Wissen»)

Wie lässt sich erklären, dass der in der Linguistik akzeptierte plurizentrische Ansatz bei der Mehrheit der Bevölkerung nicht auf Akzeptanz stösst?

- Wörterbücher werden wenig zur Kenntnis genommen.
- Deutsch wird als Importsprache empfunden. Dabei wird verkannt, dass die Schweizer Standardsprache aus einer langen Tradition heraus entstanden ist, die ebenso gefestigten Normen unterliegt wie die Standardsprache in Deutschland. In der Deutschschweiz ist die Entwicklung hin zu sprachlichen Eigenheiten bereits in der frühen Neuzeit in Ansätzen fassbar, also etwa in der Zeit, als sich die Schweiz vom Deutschen Reich politisch zu lösen begann. Gleichzeitig hat zum Beispiel der oberdeutsche Raum durch die zahlreichen Buchdrucker einen grossen Beitrag zur Herausbildung der gesamtdeutschen Standardsprache geleistet.

Die Sprachgeschichte ist nicht Teil des allgemeinen Sprachbewusstseins.

- In der Schweiz wird viel mehr Gedrucktes aus Deutschland gelesen als umgekehrt. Die parallel anwesenden Varianten führen zu Unsicherheiten in der Einschätzung.

- Schweizerhochdeutsch ist kein Nationalsymbol. Als Nationalsymbole gelten die Mehrsprachigkeit und in der Deutschschweiz das Schweizerdeutsche, jedoch nicht, wie beispielsweise in Österreich, die eigene Varietät des Hochdeutschen. Schweizerhochdeutsch wird zwar gerne als Schriftsprache verwendet, aber von vielen Deutschschweizern ungern gesprochen.
 - Vielen ist unbekannt, dass es auch in Deutschland Varianten gibt.
 - Die Standardideologie ist tief verankert. Zur Standardideologie gehört die Auffassung, dass die Einheitlichkeit einer Sprache der Normalzustand sei und sprachliche Variation der Ausnahmezustand bzw. ein Überbleibsel aus einer früheren Zeit. Nach dieser Auffassung kommt sprachliche Variation dadurch zustande, dass die Benutzer der Sprache zu wenig sorgfältig, zu wenig gebildet, zu faul und zu wenig tugendhaft seien.
- Zur ideologischen Sicht auf die Standardsprache gehört auch die Auffassung, dass nur die völlige Einheitlichkeit einer Sprache eine reibungslose Kommunikation ermögliche und dass sprachliche Unterschiede ein kultureller Makel seien und unnötige Kosten und Energie bedeuten.

Es ist darauf hinzuarbeiten, dass diese einseitig-funktionale Sicht auf Sprache einer zunehmenden Toleranz gegenüber der Variation auch in der Standardsprache weicht, denn Sprache ist mehr als ein Kommunikationsmittel. Sie reflektiert den Reichtum der kulturellen, sozialen und politischen Unterschiede auch innerhalb des deutschen Sprachraums.

(Der Text entspricht in leicht veränderter Fassung dem Vortrag, der unter dem gleichen Titel am 22. Juni 2007 anlässlich der gemeinsamen Tagung von GfdS und SVDS in Luzern gehalten wurde.)

Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin, New York: Walter de Gruyter
- Ammon, Ulrich et al. (2004). Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin, New York: Walter de Gruyter
- Bickel, Hans (2001): Schweizerhochdeutsch: kein minderwertiges Hochdeutsch! Das Deutsche als plurizentrische Sprache aus Schweizer Sicht. In: *Babylonia* 2, 19–22
- Bickel, Hans / Schmidlin, Regula (2004): Ein Wörterbuch der nationalen und regionalen Varianten der deutschen Standardsprache. In: Studer, Thomas / Schneider, Günther (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache und Deutsch als Zweitsprache in der Schweiz*. Bulletin vals-asla 75, 99–122
- Blümner, Hugo (1892): Zum schweizerischen Schriftdeutsch. Glossen eines Laien zu Wustmanns Schrift «Allerhand Sprachdummheiten». Zürich: Albert Müller
- Duden (2003): Das grosse Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. Print- und CD-ROM-Version. Tübingen: Niemeyer
- Dürrenmatt, Friedrich (1996): *Romulus der Grosse, Gesammelte Werke, Stücke I*. Zürich: Diogenes, S. 251
- Eichhoff, Jürgen (1977–2000): *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*. 4 Bde. Bern: Francke
- Kempcke, Günter. (2000): *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin, New York: de Gruyter
- Loetscher, Hugo (1986): Für eine Literatur deutscher Ausdrucksweise. Nicht ganz unpersönliche Ausführungen. In: Löffler, Heiner (Hg.): *Das Deutsch der Schweizer: Zur Sprach- und Literatursituation der Schweiz*. Aarau etc.: Sauerländer, 25–40
- Meyer, Kurt (1989): *Wie sagt man in der Schweiz? Wörterbuch der schweizerischen Besonderheiten*. Mannheim etc.: Dudenverlag
- Meyer, Kurt (2006): *Schweizer Wörterbuch. So sagen wir in der Schweiz*. Mit einem Beitrag von Hans Bickel. Frauenfeld: Verlag Huber
- «NZZ am Sonntag» vom 2. Januar 2005, Bund «Wissen», S. 57
- Steiger, August (1941): Schweizerisches Wortgut im Duden. Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins, 62–88